



In den Tagen der Blockade (Teil 2)

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird von der Stiftung zur Förderung und Entwicklung deutsch-russischer Beziehungen „Deutsch-Russisches Begegnungszentrum St. Petersburg“ (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg, der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH und dem JugendSozialwerk Nordhausen e.V. umgesetzt.

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen

Im Jahr der 75. Jubiläums des Sieges entschlossen sich die Mitarbeiter des Russischen Ethnografischen Museums, auf der Website des Museums Jewgenija Nikolajewna Studenetskajas Memoiren über die Leningrader Blockade zu veröffentlichen. Studenetskaja (1908-1988) war Kaukasistin, Ethnografin und Angestellte des Museums. Von 1938 bis 1981 leitete sie am Staatlichen Museum der Ethnografie der Völker des UdSSR (seit 1992 Russisches Ethnografisches Museum) die Abteilung zur Ethnografie der Völker des Kaukasus.

J.N. Studenetskaja arbeitete in den 1980er Jahren augenscheinlich an einem Manuskript. Dies waren Berichte und Entwürfe, die auf „Erinnerungen und Notizen aus den Jahren 1941/42“ beruhten. Alle 22 Berichte stellen in sich geschlossene Werke dar. Die Herausgeber bemühten sich, nach Möglichkeit die Orthografie und Zeichensetzung der Autorin beizubehalten, nur offensichtliche Fehler wurden von ihnen korrigiert. Redaktionelle Erläuterungen wurden im Text durch eckige Klammern deutlich gemacht, Anmerkungen der Herausgeber wurden in Form von Endnoten hinzugefügt.

J.N. Studenetskaja bewahrte das Andenken an eine tragische Periode im Leben des Museums sowie des Landes. Ihre Erinnerungen sind eine unschätzbare Quelle, die davon zeugt, dass die Geschichte des belagerten Leningrad in erster Linie aus der Geschichte der Einwohner der Stadt besteht.

In den Tagen der Blockade. J.N. Studenetskaja

Ich, die Autorin der Memoiren „In den Tagen der Blockade“, bin Jewgenija Nikolajewna Studenetskaja, geboren 1908, seit Mai 1940 Mitglied der KPdSU, Parteiausweis Nr. 10296788, seit August 1981 in Rente.

Nach dem Abschluss der Staatlichen Universität Leningrad fing ich am 1. Dezember 1930 in der Ethnografischen Abteilung des Russischen Museums (heute Staatliches Museum der Ethnografie der Völker des UdSSR, Orden der Völkerfreundschaft) an, wo ich 51 Jahre lang arbeitete: als wissenschaftliche Assistentin, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin der Abteilung zu den Völkern des Kaukasus. In regelmäßigen Abständen vertrat ich, ohne meine hauptamtliche Stelle zu verlassen, die Stelle der wissenschaftlichen Sekretärin sowie der wissenschaftlichen Direktorin.

Ich war Redakteurin der Wandzeitung, Mitglied und Vorsitzende des JK [1], Mitglied der Parteileitung und Sekretärin der Parteiorganisation. Ich habe über 40 gedruckte Arbeiten publiziert.

Zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges war ich, dem Mob[ilisierungs]plan zufolge, verantwortlich für die Evakuierung der wertvollsten Museumsexponate, die fristgemäß in die Stadt Gorki [2] gebracht wurden. Später wurden sie nach Nowosibirsk umgelagert. Ich blieb bis zum 8. April 1942, um im Museum zu arbeiten, war stellvertretende Leiterin des Objekts und Sekretärin der Parteiorganisation.

Das Museumsgebäude (Inschenjernaja-Straße 4) wurde gleich im ersten Kriegsjahr schwer beschädigt. Es wurde von vier Sprengbomben sowie von Artilleriegeschossen getroffen. Die Hälfte des Mitarbeiterstabes starb im ersten Winter an Hunger.

Am 8. April 1942 wurde auf Anordnung des Volkskommissariats für das Bildungswesen eine Gruppe (acht Personen) von Museumsmitarbeitern nach Nowosibirsk versetzt, wo sich die evakuierten Exponate befanden. Um diese Wertgegenstände zu erhalten, wurde eine Museumsfiliale eingerichtet, die für den Erhalt und die Inventur der Exponate zuständig war. Die Museumsangestellten hielten Vorträge, setzten ihre wissenschaftliche Arbeit fort und richteten zudem eine Ausstellung zu den Völkern des Kaukasus ein, die mit der Befreiung des Kaukasus von den deutschen Besatzern verbunden war.

Im September 1945 war ich als Direktorin der Filiale für die Rückführung der Kollektion nach Leningrad verantwortlich.

Die Notizen "In den Tagen der Blockade" basieren auf Erinnerungen und Aufzeichnungen, die in den Jahren 1941/42 gemacht wurden.

In den Tagen der Blockade (nur Fakten)

[...]

Ein Handarbeitskasten

Ich war die stellvertretende Leiterin des Objekts und hatte alle zwei Tage für 24 Stunden die Aufsicht im Stab des Objekts: dem Ethnografischen Museum. Wenn ich nicht gerade das

Objekt ablief, saß ich am Telefon, nähte ich Säuglingshemdchen und bestickte Blusen - sogar bei Luftalarm und während der Bombardierungen. Ich erwartete ein Kind. Für mich war dies die einzige Zeit der Ruhe. Zudem half mir diese Tätigkeit, mich zu konzentrieren. Schon bald bemerkte ich, dass mein häusliches Bild und die Säuglingshemden positiv auf die anderen Anwesenden wirkten, denn sie bestätigten das Recht auf Leben und dessen Fortsetzung. Selbst der Chef der Luft- und Chemiewaffenverteidigung antwortete auf die Frage, ob mein Verhalten denn der Kriegszeit und der Aufsicht über das Objekt angemessen sei: "Soll sie doch nähen, das ist gut."

Die Genossen im Museum wunderten sich, dass ich überhaupt nähen und sticken kann. Ihrer Ansicht nach passte das nicht zu mir. Da bekannte ich, dass ich von einem schönen Nähtisch träume, mit verschiedenen Schubladen und Fächern für Fäden, Knöpfe u.a.

Eine Mitarbeiterin sagte: "Ich habe einen sehr schönen altertümlichen Handarbeitskasten. Ich habe ihn als Geschenk zur Hochzeit bekommen, bin aber keine Meisterin. Wenn Sie möchten, kann ich ihn Ihnen verkaufen!" "Gut", sagte ich, "wenn der Krieg zu Ende ist, mache ich mir dieses Geschenk."

Aber die Zeit verging und der Krieg war noch nicht zu Ende. Ende November 1941 kaufte ich den Kasten. Ich hatte bereits begriffen, dass ich nicht auf das Ende des Krieges warten sollte. Das Kriegsende würde zur rechten Zeit kommen, wenn wir nicht darauf warten, sondern einfach das für uns mögliche Leben leben und - was die Hauptsache war - arbeiten würden.

Einige Tage später landete eine Sprengbombe in der Nähe meines Fensters. Die Wohnung wurde schwer beschädigt. Ich verließ sie und kehrte erst nach dem Krieg zurück. Der Handarbeitskasten war noch ganz. Wir beide haben den Krieg überlebt.

Dekolleté

Rina Soboljowskaja, die Tante meines Mannes, war eine noch junge, sehr schöne Frau und Schauspielerin. Seit 1934, als mein Mann [16] und ich uns scheiden ließen, hatte ich sie nur auf der Bühne gesehen.

Im Winter 1942 kam ich in mit einer kleinen Kanne in die Kantine in einem der Paläste am Ufer der Fontanka, um eine Portion Hefesuppe zu erhalten und sie nach Hause zu tragen, wo meine Mutter schon über einen Monat lang lag, ohne aufzustehen.

Plötzlich stürzte eine Frau auf mich zu, eingemummt wie alle Leningrader:

"Schenja, du?!"

"Rina!"

Von all ihrer Schönheit waren nur die schwarzen Augen geblieben, die jetzt noch größer erschienen.

Stotternd vor Aufregung fragte sie mich aus: nach mir, meiner Tochter, meiner Mutter ...

“Erzähle doch von dir. Wo bist du, was machst du?”

“Ich spiele! Wagram Papasjan [17] hat eine Schauspielergruppe zusammengestellt und wir spielen. Natürlich Klassiker, du kennst ja sein Repertoire. Aber es ist sehr schwer, es gibt nicht genug Männer. Und dann noch diese Kostüme ... Schau dir mein Dekolleté an!” Sie zog ihre Kleidung auseinander und ich sage einen dünnen Vogelhals, Schlüsselbeine und Rippen, die von trockener, grünlich-bräunlicher Haut bedeckt waren. “Wie soll man denn mit so einem Dekolleté spielen?“, rief Rina verzweifelt aus. “Und dennoch, wir spielen und leben!”

Jolotschkas Geburt

Am 8. Dezember 1941, während eines lang andauernden Artilleriebeschusses, wurde meine Tochter geboren.

Mutter und ich waren an jenem Tag in unsere alte, durch eine Bombe beschädigte Wohnung gegangen. Irgendwie mussten wir sie auf das Leben vorbereiten: die Fenster vernageln, die Ritzen verstopfen, den aus Ziegelsteinen aufgeschichteten Kanonenofen überstreichen. Nach dem Bombeneinschlag hatten Mutter und ich getrennt voneinander bei Freunden gewohnt.

Während dieser schwierigen Arbeit fühlte ich mich schlecht. Mutter ging zu ihrem Wohnort, um eine Wärmflasche und Medikamente zu holen. In unserem Bezirk aber setzte Artilleriebeschuss ein und man schickte sie in einen Schutzkeller. Ich blieb allein zurück. Im Zimmer herrschten etwa null Grad. Die Wehen setzten ein. Ich hatte Angst, den Pelzmantel auszuziehen. So gebar ich also im Pelzmantel. Bis heute weiß ich nicht, wie ich überhaupt begreifen konnte, was zu tun war. Ich holte eine Schere hervor, erhitzte sie über einem brennenden Kienspan, holte einen Seidenfaden aus dem schönen, vor kurzem gekauften Handarbeitskasten. Dann band ich die Nabelschnur ab und durchtrennte sie ...

Meine erste Tochter hatte ich zehn Jahre zuvor geboren, Geschwister hatte ich nicht. Auf welche Weise war mir ins Bewusstsein gedrungen, was zu tun war? Woher nahm ich die Kraft? Mutter kam nach etwa zwei Stunden zurück. Sie brachte meine Tochter in die Nachbarwohnung, eingewickelt in ein Bettlaken und eine warme Decke. Dann ging sie zu Fuß den Krankenwagen holen. Das Auto, das mich abholen kam, konnte nicht durch das zerstörte Tor fahren. Man konnte keine Trage in die Wohnung bringen - nach dem Bombeneinschlag hatte sich die Tür verkeilt. Die Sanitäter halfen mir, zu Fuß bis zum Auto zu gelangen, wobei sie mir gut zuredeten.

“Das Schlimmste haben Sie schon selbst hinter sich gebracht.”

Man brachte mich in die Snegirjow-Entbindungsklinik. Wöchnerinnen wurden dort nur für drei Tage aufgenommen. Es gab recht viele Neugeborene, denn viele Frauen waren noch vor dem Krieg schwanger geworden. Die Entbindungskliniken aber waren zum größten Teil in Hospitäler umgewandelt worden. Die Säuglinge lagen damals in Bettchen neben der Mutter, damit man sie im Falle eines Luftalarms nicht verwechselte. Und auch Personal gab es nicht genug. Man untersuchte das Kind und mich. Ich wurde gelobt.

“Sehr gut, Mami, alles richtig gemacht.”

Meine Tochter nannte ich Jelena, Jolotschka. Sie ähnelte ihrem Vater, hatte schwarze Haare, schwarze Augen und sogar ein Grübchen am Kinn. Mich quälten die Gedanken: Wo sollen wir denn wohnen, wann [sic!] ich wieder fort muss?

Am nächsten Tag kamen Mutter und eine Mitarbeiterin des Museums, die mir ... eine Salzgurke vorbeibrachte! Ich brach in Tränen aus. Einen solchen Schatz zu teilen! Die Kleine und ich werden nicht umkommen. Man wird uns helfen.

24 Tage später jedoch erhielt ich eine Urkunde über den Tod von Jelena Konstantinowna Kurdiani (der Nachname meines Mannes): “zu schwach geboren”.

Ein Binsenlicht

Schon seit zwei Wochen haben wir kein Wasser, wir holen Schnee aus dem Michailowski-Garten. Unsere Nachbarin sagte uns, dass es in einem Keller unter der Passage Wasser gäbe. Nun gingen wir also dahin. Um zum Wasser zu gelangen, musste man durch einen engen, krummen und vollkommen dunklen Korridor gehen. Der Fußboden war vereist vom Wasser, das aus den Töpfen, Kannen und Flaschen schwappte, mit denen die geschwächten Leningrader Wasser holten. Die Decke war sehr niedrig, gehen konnte man nur gebückt, indem man sich fast um die Hälfte kleiner machte, wobei die Töpfe beinahe den Boden berührten. Man konnte nirgends aneinander vorbeigehen.

Ich weiß nicht, wer zuerst mit einem langen Binsenlicht kam, um sich den Weg zu erleuchten, aber schon bald machten es alle so. Das brennende Binsenlicht musste man zwischen den Zähnen halten, denn die Hände brauchte man für die Töpfe.

Spontan wurde ein ungeschriebenes Gesetz etabliert: Wenn dein Binsenlicht noch nicht heruntergebrannt war, dann gib es dem Nächsten. Wenn du Binsenlichter übrig hast, leg sie an den Eingang. Ein Binsenlicht ging vertrauensvoll von Mund zu Mund, wie der brüderliche Kelch beim Ritual der Blutsbrüderschaft.

Pferdeknochen

Wenn man an die Wiedergeburt der Seele glaubt, so war ich in meinem früheren Leben wohl ein Nagetier, vielleicht auch ein Raubtier. Seit meiner Kindheit liebte ich es, Nüsse, Aprikosen- und Sonnenblumenkerne zu knabbern. Hühner- und Markknochen aus der Suppe zernagte ich fast zu Mehl.

In der Zeit des Hungers wollte ich etwas knabbern, feste Nahrung essen, um den Zähnen etwas zu tun zu geben. Das getrocknete Brot genügte diesen Anforderungen nicht und stillte auch nicht den Hunger. Es war einfach zu wenig.

Einmal aber, im Dezember 1941, hatte ich Glück. Eine Freundin, mit der ich zusammen wohnte, trieb irgendwo ein Stück Pferdefleisch auf und kochte daraus eine wunderbare Suppe, in der es einen "Markknochen" gab. Wir tranken einige Schlucke der Brühe und gaben das Fleisch den kleinen Mädchen, der Tochter und der Nichte meiner Freundin. Den Markknochen aber gaben sie auf meine Bitte mir. Ich versteckte ihn in meiner Tasche und trug ihn nicht weniger als zwei Wochen mit mir herum, wobei ich versuchte, ihn abzulecken und mit meinen geschwächten Zähnen abzuknabbern. Bis heute kommt es mir so vor, als wäre ich in jenen Tagen satt gewesen.

Neujahr 1942

Zu jener Zeit war meine Wohnung schon durch eine Bombe beschädigt worden und ich wohnte mit meiner winzigen Tochter (sie war 22 Tage alt) bei einer Freundin. In dem kleinen, 15 Quadratmeter großen Zimmer lebten sieben Personen, drei davon waren Kinder.

Wir lebten in der Enge, der Kälte, der Dunkelheit - aber nicht in Kränkung.

Sehnlichst warteten wir auf das neue Jahr 1942. Wir wollten es gern festlich begehen.

Es gab ein wenig Wein, der noch vom 7. November übrig geblieben war, drei Stück Konfekt aus "Schokolade" und etwas Leinöl, um das Brot darin zu rösten. Sogar einige Spielzeuge für den Tannenbaum waren noch da. Nur einen Tannenbaum gab es nicht.

Ich erinnerte mich aber daran, dass in meiner zerstörten Wohnung noch eine ganz erstaunlich gewucherte Fuchsie stand, mit durchflochtenen Zweigen und heruntergefallenen Blättern. Unter Mühen schleppten wir den schweren Blumentopf herbei, schmückten die vertrockneten Zweige mit Spielzeugen, die im Licht der einzigen Kerze funkelten.

An unserem runden Tisch, auf dem die knauserige Blockadebewirtung stand, tranken wir auf den Sieg, die Rückkehr unserer Männer und auf das Glück, im festen Glauben, dass alles gut wird.

Ein besonderer Toast wurde auf meine in ihrem Bettchen schlafende Tochter Lena ausgebracht, die ich Jolotschka nannte, denn sie war im Dezember 1941 geboren worden. Zwei Tage später, am 2. Januar 1942, starb Jolotschka.

Besondere Menschen

Im Januar 1942 starb meine Tochter. Sie war 24 Tage alt. Im Kreisexekutivkomitee, wo die Sterbeurkunden ausgestellt wurden, gab es eine lange Schlange. Auch ich stand mehrere Stunden an. Die Menschen schwiegen oder sie sprachen ruhig vom Tod, wie von einer ganz gewöhnlichen Alltagssache. Viele erhielten gleich mehrere Sterbeurkunden auf einmal. Ihre letzten Kräfte spendend warteten sie, bis noch jemand in der Familie oder der Wohnung stirbt, um nicht mehrfach laufen zu müssen.

Eine alte Frau sagte: "Ich bitte auch gleich um eine Sterbeurkunde für mich, um meinen Nachbarn später nicht damit zur Last zu fallen. Alle haben es schwer. Ich aber sterbe bald."

In dem dunklen Kellerzimmer mit massivem Gewölbe standen mehrere Tische. Eingemummelte Gestalten beugten sich über stumpfe Öllampen und stellten mit vor Kälte erstarrten Fingern die Urkunden aus, ohne den Blick zu heben und den Sprecher anzusehen. Als ich aber den Nachnamen nannte, schaute ein Paar bekannter Augen mich an.

"Bist du das, Schenja?" Vor mir saß eine Freundin, die mit mir zusammen studiert hatte. Heute war sie Geologin.

"Warum bist du hier, beim Standesamt?"

"Es gibt nicht genug Leute, um die Toten zu erfassen. Man hat viele Geologen mobilisiert. Wir können ja nicht auf Expedition fahren, um unsere Arbeit zu tun."

Später, im Jahr 1947, als ich mich mit einer Moskauer Freundin an unsere gemeinsamen Bekannten erinnerte, berichtete ich, wo ich Nata das letzte Mal gesehen hatte. Meine Freundin schaute mich mit erstaunten Augen an:

"Verstehst du denn überhaupt, wovon du da mit so ruhiger Stimme sprichst? Es gab nicht genug Leute, um die Toten zu erfassen! Jetzt habe ich wirklich verstanden, was Blockade bedeutet. Ihr Leningrader seid doch alle besondere Menschen!"

Im Jahr 1948 war ein Teil der Säle unseres wunderbaren, von Bomben und Artilleriegeschossen zerstörten Museums wiederhergestellt worden. Wir bereiteten die Eröffnung einer großen, auf sechs Säle verteilten Ausstellung vor. Im Voraus zeigten wir sie unseren Moskauer Wissenschaftlerkollegen:

"Nein, ihr Leningrader seid doch besondere Menschen!", rief einer von ihnen erhitzt. "Ihr zeigt eine Ausstellung, eine ganz gewöhnliche, spricht mit ruhiger Stimme. Aber ich irre mich

doch nicht - hier gab es doch Bombentrichter und Trümmer? Eure Mitarbeiter starben an Hunger!"

Diese beiden Vorfällen brachten mich dazu, von neuem zur Feder zu greifen und zusätzlich das aufzuschreiben, was ich noch über die Menschen von Leningrad weiß - nicht über die "besonderen", sondern über die allergewöhnlichsten Leningrader.

[1] Jugendkomitee?

[2] Nischni Nowgorod.

[...]

[16] Wsewolod Alexandrowitsch Kulebjakin (? - 1940).

[17] Offenbar handelt es sich um Wagram Kamerowitsch Papasjan (1888-1968). Er war Theater- und Filmschauspieler sowie Volkskünstler der UdSSR. Lebte von 1932 bis 1954 in Leningrad. Von 1941 bis 1944 war er Schauspieler am Großen Dramatheater "M. Gorki" und am Dramatheater "A. Puschkin".